

Biese, Alfred
Die Lebensbejahung in der
neueren deutschen Dichtung



Königliches Gymnasium Neuwied
verbunden mit Realprogymnasium

Die Lebensbejahung in der neueren deutschen Dichtung

Von

Prof. Dr. Alfred Biese
Königl. Gymnasialdirektor in Neuwied a. Rh.

Wissenschaftliche Beilage zum XXXV. Jahresberichte, Ostern 1912.

Neuwied 1912

Druck der Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle a. d. S.

Von **Alfred Biese** sind erschienen:

Die Entwicklung des Naturgefühls: I. bei den Griechen und Römern, Kiel, Lipsius und Tischer, 1882—84, II. **im Mittelalter und in der Neuzeit**, Leipzig, Veit & Comp., 2. Ausg. 1892. In englischer Übersetzung: **The Development of the Feeling for Nature** in the Middle Ages and Modern Times, London, George Routledge & Sons, Ltd., New-York, E. P. Dutton & Co. 1905.

Römische Elegiker, für den Schulgebrauch herausgegeben, 3. Aufl. 1912.

Griechische Lyriker, 3. Aufl. Leipzig, G. Freytag, 1911.

Die Philosophie des Metaphorischen, Hamburg und Leipzig, Leop. Voß, 1893.

Lyrische Dichtung und neuere deutsche Lyriker, Berlin und Stuttgart, Cotta 1896.

Deutsche Literaturgeschichte. Erster Band. Von den Anfängen bis Herder, München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung 1907; 9.—12. Tausend 1910. **Zweiter Band.** Von Goethe bis Mörike, ebenda 1909; 9.—12. Tausend 1911. **Dritter Band**, ebenda, 1.—12. Tausend 1911.

An **Programm-Abhandlungen:** Das Associationsprinzip und der Anthropomorphismus in der neueren Ästhetik. Kieler Gelehrtenschule 1890. — Ist das Hellenentum eine überwundene oder eine noch heute die Geister überwindende Macht? Coblenz, Gymn. 1897. — Goethes Bedeutung für die Gegenwart. Neuwied (1900). *Goethes „Tasso“ ein Dichterbild, Goethes „Faust“ ein Menschheitsbild (1901). — *Goethes epische Kunst und Lebensweisheit in „Hermann und Dorothea“ (1902). — *Was ist Bildung? (1903). — *Aus Bismarcks Welt- und Lebensanschauung (1904). — *Wie ward Schiller und was ist er uns noch heute? (1905). — Vom Wesen und Werden des Naturgefühls (1906). — 1. Das Dichtergemüt. 2. Goethe als Philosoph in Prima (1907). — Zur Behandlung Mörikes in Prima (1908). — Zur Behandlung Theodor Storms in Prima (1909). Goethe und seine Mutter (1910).

Die mit * bezeichneten finden sich wieder abgedruckt in den „Vermischten Aufsätzen“: **Pädagogik und Poesie**, I. 1900. Zweite Auflage. Berlin, Weidm. 1908, II. Neue Folge, ebenda 1905.

(Forts. auf Umschlag S. 3.)

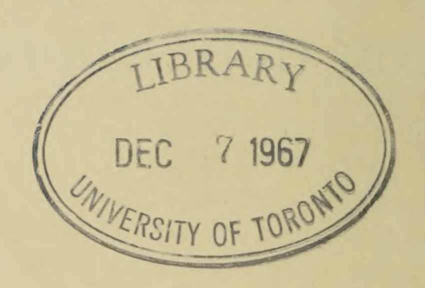
Die Lebensbejahung

in der

neueren deutschen Dichtung

Von

Prof. Dr. Alfred Biese
Königl. Gymnasialdirektor in Neuwied a. Rh.


LIBRARY
DEC 7 1967
UNIVERSITY OF TORONTO

Vorbemerkung. In den letzten deutschen Stunden der Ober-Prima pflege ich die Entwicklung größerer Zeiträume unserer Literatur unter dem Gesichtspunkte einer allgemeinen Frage zusammenzufassen. Hier gebe ich eine solche Lehrprobe, die sich darauf stützen konnte, daß die große Mehrzahl der behandelten Dichter aus dem Unterricht selbst und den freien Vorträgen der Schüler der Mehrheit bekannt, ja vertraut war.

* * *

Jakob Grimm, der herrliche, kernig-deutsche Mann, der unserm Volke seine „Kinder- und Hausmärchen" sammelte, sagte von der Poesie: „Poesie ist das Leben, gefaßt in Reinheit und gehalten im Zauber der Sprache." Dies Wort möchte uns heute — leider Gottes! — selbst wie ein Märchen, zwar herzig und schön, doch gar zu kindlich-naiv anmuten, wenn wir an so manche wilde Auswüchse unserer neuesten Dichtung, an frivoles Ästhetentum, an Immoralismus und Übermenschentum, an die weichlich zerfließende Nervenkunst manches Symbolisten denken. Ja — 'gefaßt in Reinheit'!? Ist es eine Dichtung, die eigentlich nur ein Problem, nämlich das sexuelle, bis in alle seine Perversitäten hinein kennt und verfolgt, die vor allem die Gespenster der Vererbung, des Alkoholismus und des Verbrechertums heraufbeschwört, die im Grausigen oder Lüsternen wühlt? Und 'gehalten im Zauber der Sprache'!? Wie viel unverständliche Dunkelheit, die sich für Tiefe ausgibt, welche Sprachverrenkungen, welche Manieriertheit und Künstelei, welche kecke Bilderhatz, wieviel klirrendes Talmi begegnet uns statt echten Metapherngoldes!

Und doch wäre es ebenso unrecht, nach solchen Einzelerscheinungen, die nun einmal immer im Gefolge gesteigerter Kultur zu finden sind, unsere Dichtung als Ganzes zu beurteilen, wie wenn der Ausländer unser deutsches Wesen nach dem schnöden Witzblatt „Simplizissimus" werten wollte. Denn hier waltet trotz aller staunenswerten Technik doch bewußt hämische Lebensverzerrung, ja Lebenszerstörung, die in pessimistischer Lebensverneinung ihre Wurzel hat. Diese Begriffe mögen zur Bestimmung alles dessen dienen, was ich als Lebensbejahung zusammenfassen und in unserer neueren deutschen Dichtung aufweisen möchte. Denn der Schatten ist es, der das Licht hebt; erst aus dem dunklen Gegensatz springt die Leuchtkraft eines freudehellen Begriffes hervor.

Unsere Welt ist die denkbar schlechteste, unser Leben nicht wert, gelebt zu werden; Recht und Sittlichkeit, Glaube und Liebe sind Seifenblasen; nur wer die brutale Gewalt hat, der hat auch das Recht; das Dasein ist nur Angst und Qual, Not und Tod. So spricht die Lebensverneinung. Und wer kennt nicht zahllose Dichtungen, die in Weltschmerz sie also reden lassen — Heine, Lenau, Lorm, Solitaire, Grisebach usw. usw. —, die da sagen: „Es ist ekelhaft zu leben", oder solche, die das Leben darstellen mit einer herzlosen Kühle und Blasiertheit, die an Verneinung streift, mit kaltem, pessimistischem Fatalismus, demzufolge die Menschen nur Spielbälle der Willkür eines launischen Schicksals, nur Marionetten sind. Wer wird eines solchen Eindrucks der Kälte selbst bei so abgeklärten, aber auch abgekühlten Werken entraten, wie bei dem berühmten Roman von Thomas Mann „Königliche Hoheit", bei den in wundervollem Wortgetön sich wiegenden, doch im Grunde so ausgehöhlten und halt- und rückgratlosen Versdichtungen Hofmannsthals, der uns die Dramen eines Sophokles verfälschte, oder nun gar bei dem Faun, der sich Frank Wedekind nennt? Auch der sogenannte „konsequente Naturalismus" (Holz, Schlaf, Hauptmann) ist nichts anderes als auf die Poesie übertragener Materialismus, Pessimismus und Fatalismus, denn seine Lebensanschauung ist hoffnungslos, ohne jede Versöhnung und Befreiung und Erhebung; wer „Fuhrmann Henschel" oder „Rosa Bernd" von Hauptmann auf der Bühne sah, der schaute nur ein brutales Schicksal, das auf die Ärmsten niederhämmert, so daß sie kraft- und willenlos erliegen. Und andere Dichtungen stellen das Leben als eine elende Komödie, eine Farce, eine „Rutschbahn" dar und verherrlichen als Helden die Schwächlinge, die das Leben wegwerfen wie einen Plunder. Und wie viele Jünglinge haben aus solchen Werken Gift gesogen und sind zugrunde gegangen, weil sie solchen lebenverneinenden Mächten zum Opfer fielen. Es ist ein schleichend Gift diese Lebensverneinung und Lebensverzerrung. Und wer möchte nicht aus so manchem modernen Schauspiel nach Hause gegangen sein, wer nicht manchen modernen Roman aus der Hand gelegt haben mit der Frage auf dem Herzen: Gibt es denn nur noch lebenzerstörende Mächte, nur wilde Geschlechtsleidenschaft und Brunst der Triebe? Wo bleibt das die Seele Erhebende und Stählende und Tröstende? —

Auf die letzte Frage möchte ich antworten und zu solchen Quellen, die lauter und rein auch durch die neuere Dichtung strömen, mit knappen Schilderungen hinführen.

Lebensbejahung! Sollte es nicht eigentlich der Daseinsnerv jedes Atmenden sein? Sollte nicht jede künstlerische Darstellung eines Seins oder Geschehens jene in sich schließen, indem sie doch das Leben für wert hält, es darzustellen? Doch dann wäre Lebensbejahung in der Poesie eine nichts-

sagende Tautologie. Also müssen wir tiefer graben. Lebensbejahung — ja, was heißt denn Leben selbst? Es heißt — um mit einem feinsinnigen Essayisten unserer Tage zu sprechen — immer neu geboren werden — schaffen im Vertrauen, Ewiges zu schaffen — einen liebevollen Gott glauben und ihn ergreifen mit allen Kräften der Seele — in einer großen Liebe ganz verbrennen — sich opfern, um zu erlösen — als ein Freier zu sterben wissen — und im Werden und Schaffen und Glauben und Lieben und Opfern und Sterben sich selbst behaupten: das heißt Leben.[1] — Und künstlerische Lebensbejahung ist nicht sammetweiche und honigsüße Verhimmelung und Verzärtelung und Verschönerung, wohl aber jene dichterische Lebensdarstellung, die von Idealen genährt und getragen und gestählt wird, von Idealen, die ein Jungbrunnen sind für Erdenliebe und Himmelssehnsucht. — Jüngst faßte ein amerikanischer Austausch-Professor in seiner Berliner Antritts-Vorlesung die Literatur seines Landes unter dem Begriffe der Pionier-Literatur zusammen, weil sie den Idealismus, den Optimismus und den Humor der Pioniere besitze. Da haben wir die drei wichtigsten Grundkräfte der Lebensbejahung beieinander!

Idealismus — wenn ich das Wort nenne, denke ich des unvergeßlichen Chr. Muff, der es so begeistert uns erläuterte — Idealismus ist die Überzeugung, daß es über dem Irdischen, über allem Niedrigen und Bösen, reine, hohe Mächte gibt, die dem Leben erst Wert und Weihe und Ziel verleihen. Idealismus in der Kunst ist jenes schöpferische Vermögen, das Vergängliche des Stoffes mit dem Gehalte des Ewigen zu durchdringen. Idealismus im Leben ist jene Kraft, die aus der Persönlichkeit etwas Ganzes und Harmonisches nach einem hehren Vorbilde, das ihr vorschwebt, zu gestalten sucht. „Uns zu verewigen sind wir da“, sagt Goethe; uns vervollkommnen, den göttlichen Funken, der in uns glüht, zur Flamme entfachen sollen wir, auf daß sie das ganze Wesen durchwärme und durchleuchte.

Der Optimismus, der von schwächlicher Schönfärberei sich fernhält, ist die freudige Gewißheit, daß unser Menschenleben eine Fülle des Schönen und Herrlichen in sich schließt, daß dem wacker Ringenden der Sieg zuteil wird, daß schließlich doch das Gute, daß Glaube, Hoffnung, Liebe triumphieren müssen. Der Humor, der nicht mit heiterer Laune zu verwechseln ist, hat zwei Wurzeln: die Erkenntnis des Bitteren und Herben und Unzulänglichen alles Irdischen und das Bewußtsein, daß es doch neben dem Dunkel auch strahlende Helle gibt. Der Humor steigt aus inneren Kämpfen hervor, wie der Phönix aus der Asche. Ihn faßt der Menschheit

---

1) Ernst Zitelmann, Totentanz und Lebensreigen. Leipzig, Duncker & Humblot 1908.

ganzer Jammer an; aber er erhebt sich über diesen ohne Verbitterung; er ist der Sieg eines reinen Herzens und eines starken Geistes über die Wirrsale der Welt und über den Doppelsinn des Lebens. Seine Hauptquellader ist die Liebe, die aus einem edlen, liebenswürdigen Gemüte stammt. Ja, man kann Humor als höchste Lebensweisheit und köstlichste Blüte des Gemütes bestimmen. So ist er denn auch eine der edelsten Formen der Lebensbejahung, und es leuchtet ein, daß diese wie in allen Dichtungsgattungen sonst, so auch in der höchsten, in der Tragödie walten kann; denn neben dem Niederdrückenden, das in dem Untergang eines Helden liegt, soll in ihr auch das Emporhebende, Lebensfreudige herrschen, das uns aufjubeln läßt in der Erkenntnis und in dem Erlebnis menschlicher Größe, die im Kampfe, ja im Untergange sich bewährt, und eines hehren Schicksals, das den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt. Auch die Stoffe der lebenbejahenden Dichtung umspannen naturgemäß alle Gebiete des Lebens: das Ethische wie das Soziale, das Künstlerische wie das Religiöse. Und die Richtung der Lebensbejahung kann naiv oder sentimentalisch, komisch oder tragisch, elegisch oder satirisch sein. So wäre es leicht, eine Psychologie oder — modern gesprochen — eine Biologie der Lebensbejahung aufzustellen. Es bleibt aber festzuhalten, daß der Dichter nicht ein Philosoph oder Sozialethiker, also nicht im theoretischen Sinne der Träger eines Systems, einer in sich beharrenden, fest umrissenen Weltanschauung ist, wenn auch — im Drama oder Epos — seine Helden diese oder jene Lebensbekenntnisse äußern.

Höchst bezeichnend und zugleich ergötzlich hat einer unserer merkwürdigsten, unendlich schwer mit den Lebensproblemen ringenden Dichter, Richard Dehmel, sich vor einiger Zeit dahin geäußert: der Dichter denke nicht in Verstandesbegriffen, sondern schaffe in Gefühlsvorstellungen, er wolle nicht erst zum Glauben gelangen, sondern gehe vom Glauben aus, er glaube an alles, was da ist in der Welt, auch an die verschiedenen Weltanschauungen, die in seiner Zeit miteinander kämpfen; so sei er unter Umständen Monist, Dualist, Milliardist, Polymonist; er umfasse alle Welt mit Liebe: selbst was er persönlich haßt und verachtet im Leben; sobald es ihn reizt, es in Kunst umzusetzen, ergreift ihn unwillkürlich die Liebe zur Sache; es könne also jeder aus jedem Kunstwerk eine Philosophie, Religion, Moral herausdeuten, die gerade ihm die liebste sei; dabei ist der Dichter durchaus nicht ein Rohr im Winde, jedem phantastischen Stimmungshauch unterworfen, und daher etwa für das wirkliche Menschenleben unzurechnungsfähig: er hat freilich keine Gedankenkette, an der er sich selbst und andere Leute auf dem wilden Weltmeer verankern kann; aber er trägt einen Gefühlskompaß in sich, der ihm und anderen die Richtung weist, wo in der Windrose der Augen-

blicksleidenschaften seine stärksten und liebsten Empfindungen zum dauernden Pol zusammenschießen, zum sichern Gesichtspunkt gegenüber der Welt.

In diesem idealen Punkt liegt der Kern der Lebensbejahung, der weltumformende Lebenszweck, in dessen Gefühle selig der Künstler mit dem Goetheschen Prometheus sagt: „Hier sitz' ich und forme Menschen, ein Geschlecht, das mir gleich sei!" Menschen, in deren Wesen ich das meine gesenkt habe und andere verwandte Seelen auch das ihre mitfühlend senken können. Aus Welt- und Menschenliebe geboren, wird ein solches Kunstwerk auch wieder Weltliebe wecken. Solche kräftigen Lebensbejaher können zu einem bleibenden Segen ihrem Volke werden. So ist es unter den Niederdeutschen Fritz Reuter geworden, dessen 100. Geburtstag im November 1910 uns wieder in die Erinnerung gerufen hat, was an Lebenswerten seinem Volke dieser Märtyrer des Freiheitsgedankens, dieser edle, tiefe Mensch mit seinem goldigen Herzen gespendet hat. Er hat den Becher ungerechter Mißhandlung bis auf die Neige gekostet und doch den Glauben an die Welt nicht verloren. Der Humor, der unter Tränen lächelt, unter Qualen und Leiden auf die Niedertracht der Menschen mitleidig herabsieht, wurde für Ungezählte, für hoch und niedrig ein „Seelentrost", ein Befreier vom Druck der Sorge und des Mißbehagens; er glättet die Falten des Trübsinns und zaubert ein versöhnendes Lächeln hervor, wo Gram und Kummer walteten. Reuter ist ein „Former" von Menschen, wie nur wenige unter unseren Dichtern; seine Leute sind Fleisch von unserem Fleisch und Blut von unserem Blut, die Vertreter der verschiedenen Temperamente — ob wir an den phlegmatischen Jochen Nüßler, an den melancholischen Hawermann, an den sanguinischen Fritz Trittelfitz, an den cholerischen Franz v. Rambow oder an Unkel Bräsig denken, diese 'Seele von einem Menschen', der alle die Stufen dieser Temperamente hinauf- und hinabzulaufen versteht und wie ein echter Lebensphilosoph auch — zu sterben weiß. Reuters Geschichten aus Mecklenburger Land- und Dorf- und Kleinstadtleben, aus Pfarre und Kaufmanns- und Pächterhaus sind von dem beglückenden Gedanken an den Sieg des Guten, an die Kraft des Gesunden und Echten und von einer göttlichen Hoheit eines über alle Mittel gebietenden Humors durchleuchtet. Und wahrlich dieser ist nicht leichtlebiger und leichtsinniger Optimismus, sondern er ruht auf dunklem Grunde. Das spürt, wer das erste Kapitel der „Stromtid" oder wer „Kein Hüsung" liest. — Tiefernst und doch von kaustischem Lächeln, von barocker Phantastik des Humors, die an Jean Paul erinnert, durchdrungen ist die Dichtung jenes anderen großen Niederdeutschen, den jüngst die heimatliche Erde, der er immer ein treuer Sohn gewesen, in ihren Schoß aufgenommen hat: Wilhelm Raabe. Wer ihm nähertreten und manche Stunde mit ihm in trauter Zwiesprach verleben

durfte, der sah in seinen klaren, verschmitzt blitzenden Augen alle jene Lichter spielen, die uns in seinen Werken entgegenleuchten. Wie Reuter durch das Elend der „Festungstid“, so mußte auch Raabe durch schwere Zeiten der Entbehrung und Verkennung und Enttäuschung hindurchgehen, und aus dem Pessimismus Schopenhauers, dem auch er seinen Zoll zahlte, aus Melancholie und Lebensverdruß, rang er sich zu jener Lebensbejahung empor, die auch das Nichtige und Törichte, das Bittere und Herbe als notwendig und berechtigt in dem Weltplane ansieht. „Wer darauf verzichtet hat, den Weg der Ideale anders als unter Enttäuschungen und Schmerzen zu wandeln, von dem ist die Pein des Schmerzes und der Enttäuschung genommen.“ Das ist echt Raabesche Weisheit. Und so haben gerade die edelsten und feinnervigsten Naturen bei ihm unter der Niedrigkeit und Schäbigkeit der Welt bitter zu leiden, ja sie erscheinen anderen und auch wohl sich selbst als Narren, wenn sie den aussichtslosen Kampf immer wieder aufnehmen; aber sie bleiben trotz der Niederlagen Sieger, weil sie, unter den Schlägen des Schicksals innerlich wachsend, ihr Köstlichstes, ihr eigenes Selbst, behaupten und aus dem Schiffbruch des Lebens in die Einsamkeit des Waldes, des Forsthauses oder der Mühle oder des Siechenhauses retten. So entsteht ein Heldentum von tragischer Größe, das doch aus dem echten Humor geboren ist. Überall waltet bei Raabe die große Liebe zu den Einsamen und Einfältigen, zu den Klugen und Klaren, eine wahre Andacht zum Unbedeutenden und Kleinen; aber über alles Elend triumphiert die starke Seele, die aus Ewigkeitsgedanken stets neue lebenbejahende Kraft zieht. „Gib acht auf die Gassen! Sieh empor nach den Sternen!“ Das ist die Doppelmahnung, die der Dichter uns zuruft. „Wie hinter dem Tode, so ist hinter der Geburt ein großes Geheimnis; auch das Leben ist eine Kette von Mysterien; aber über dem Dunkel leuchten die Sterne: Liebe, Freundschaft, Glaube, Geduld, Barmherzigkeit, Mut, Demut, Ehre.“ In Raabes Dichtung sprudeln die Quellen einer das Leben mit ernster Heiterkeit und Tapferkeit bejahenden Weltanschauung, und wenn sie auch nicht immer so sternenhell und rein, wie in der Jugenddichtung von den „Leuten im Walde“, dahinströmen, sondern gemäß dem Ernste und der Schwere der Kämpfe der Mannesjahre durch Niederungen, tief umschattet, sich hindurchwinden: jene ewigen Sterne verleugnet die Widerspiegelung der Quellen doch nicht. Unter dem Gesichtspunkte des Ewigen hat dieser große Humorist allezeit die Dinge der Welt, die großen Geschehnisse der Zeiten, die Schönheiten der Natur, die Geschicke seines Vaterlandes betrachtet. Manchmal liebt er krause, verwirrende Arabesken, aber wer durch diese hindurchdringt, gelangt auf edelste und charaktervollste Grundzeichnung. Es war das Zeichen einer schwachen,

kleinen Zeit, daß man seine Größe nicht erkannte und verkannte, geblendet von den Modedichtern, wie Spielhagen, Wolff, Dahn, Ebers, Baumbach und Genossen oder den Dichterinnen der Gartenlaube: der Marlitt, Werner und Heimburg. — —

Die großen Erfinder und Entdecker haben uns neue Welten in der Wirklichkeit erschlossen, mit Teleskop und Mikroskop und Kompaß; ihnen gleichen die Dichter, die uns in der scheinbaren Niedrigkeit und Dürftigkeit des äußeren Daseins einen Reichtum inneren Lebens aufweisen. Solche Entdecker stiller Eilande inmitten des brandenden Ozeans, den wir Leben nennen, und solche Pfadfinder sind Jean Paul, Reuter und Raabe gewesen. Raabe ist der tiefgründige und schwerblütige, Reuter der naive und volkstümlich heitere Humorist. Ihm reiht sich sein Landsmann Heinrich Seidel an. Er war in Leben und Wesen ein echter Mecklenburger: still beschaulich und zugeknöpft, und dann, wenn Vertrauen die Zunge löste, heiter, behaglich und liebenswürdig. In der Zeit des üppig aufschießenden Materialismus mit seiner Habgier und Genußsucht und des Naturalismus mit seiner Elendspoesie, in den 80er und 90er Jahren, wirkten seine harmlosen Idyllen wie eine Erquickung. Man freute sich, daß es doch wenigstens in einer Dichterphantasie noch eine Welt voll so warmen, schlichten, herzlichen Empfindens, voll so heiterer und gesunder Lebensstimmung gäbe, und man fühlte sich wohl unter diesen glückbegabten, daseinsfrohen Leutchen, deren Absonderlichkeiten sogar noch etwas bestrickend Liebenswürdiges hatten. Kann auch solche Kleinkunst die Gebrechen einer Zeit nicht heben noch heilen, sie vermag doch lächelnd Trost zu spenden und das Herbe vergessen zu lehren. Mag Seidel auch in die Romantik, zu E. Th. A. Hoffmann, zu Reuter und Keller und Storm hinüberweisen, er hat doch sein eigenes Gesicht mit seiner fröhlichen, wohlabgestimmten Dichterweise. Die Grundanschauung vom Leben finden wir in dem Bekenntnis: „Es ist seltsam, wie wir alle dem Glücke nachjagen und wie es doch so wenige daseinsfrohe Naturen gibt, die es zu erfassen wissen, wenn es sich darbietet. Uns sitzen Phantasiegebilde im Kopfe, und wir jagen Schattenbildern und bunten Täuschungen nach, und derweil wir den gaukelnden Schmetterlingen unserer Einbildungskraft nachstreben, deren bunten Staub die rauhe Hand der Wirklichkeit von den Flügeln streift, wenn wir sie erhaschen, blüht die Wunderblume unbeachtet am Wege und duftet vergebens.“ Die Seidelschen Gestalten besitzen dies holde „Talent zum Glück“, guten, gesunden Appetit, gute, gesunde Lebensanschauung und frohsinnige Laune. Leberecht Hühnchen vor allen ist ein echter Lebenskünstler, der unverwüstlichen Sonnenschein in sein Herz gefangen hat und aus allen, selbst den giftigen Blumen Honig zu saugen vermag. — In gemütvoller Kleinkunst eines heiteren Opti-

mismus, der in Skizzen, Plaudereien und Scherzgedichten sich ergeht, wetteiferten mit Seidel Johannes Trojan und Viktor Blüthgen. Eine schärfer hervortretende dichterische Physiognomie zeigt uns der Pommer Hans Hoffmann. Zu früh hat dies sonnenhelle Herz zu schlagen aufgehört und sich ein Mund geschlossen, der im Freundeskreise bei Becherklang so gerne in Witz und Laune übersprudelte. Unserer Zeit könnte es nicht schaden, wenn seine edle Kunst sich tiefer in das Herz des deutschen Volkes einschliche. Denn auch er ist ein Freudenbringer, ein Trostspender, ein Befreier von Druck und Verdruß. Eins waren in ihm die menschliche und die dichterische Persönlichkeit, und beide begriff nur, wer sie aus dem Wesen des Humors ableitete. Dieser vermag auch bei ihm in seinem weiten Mantel gar Verschiedenes, Buntes und Krauses, Schalkiges und Burleskes zu fassen und scheut vor derben Späßen und Übertreibungen nicht zurück. Er kann auch gar tief bohren und mit erschütternder Tragik wirken, wie z. B. in dem Meisterstückchen „Irrlicht“ in der Novellensammlung „Von Frühling zu Frühling“ oder in den Erzählungen „Die Reise nach Athen“ und „Erfüllter Beruf“. Heroismus der Menschenliebe und idealer Gesinnung ist in Wahrheit jene Tat des armen Oberlehrers, der freudlos zwischen alternden Schwestern dahinlebte und nur den einen Traum hegte, doch noch einmal Athen in seinem Leben zu sehen, und der dann das unter Entsagen und Hoffen Ersparte dahingibt, um einem strebsamen Schüler die Bahn in ein — vielleicht ruhmvolles — Leben zu öffnen. — Hoffmann selbst durfte sein schönheitdurstiges Herz füllen mit Begeisterung an den wunderherrlichen Gestaden des Südens; davon zeugen seine Geschichten aus Korfu und seine Märchen; er hat aber auch die großartige Erhabenheit der nordischen Dünenlandschaft an der kurischen Nehrung in machtvollen Zügen gezeichnet. — Ein wahres Bekenntnisbuch der kräftigen Lebensbejahung ist sein Gedichtband „Vom Lebenswege“. „Werde, der du bist“ steht über ihm als Leitspruch, und wenn wir den „Lebensweg“ durch Kämpfe und Siege begleitet haben, dann gewinnen wir den Eindruck: „Ein rechtes Herz ist gar nicht umzubringen“.

Dies Wort stammt von dem Dichter, zu dem Seidel und Hoffmann, huldigend aufschauten: Theodor Storm.[1] Von ihm aus können wir wieder andere Verbindungslinien ziehen, die nicht nur die Niederdeutschen verknüpfen, sondern auch diese mit den Süddeutschen und Schweizern und Österreichern verbinden. Nordisch weiche Schwermut liegt über seinen ersten Skizzen und Novellen, und allmählich mit der Reife der Jahre, mit

---

1) Ich fasse mich hier ganz kurz, indem ich auf die Programm-Beilage Neuwied 1909 „Zur Behandlung Theodor Storms in Prima“ hinweise, die sich anschloß an die des Jahres 1908: „Zur Behandlung Mörikes in Prima.“ Vgl. auch die betreffenden Abschnitte in „Pädagogik und Poesie“ I u. II.

der Schwere mancher herben Erlebnisse wandelt sich die Resignation in echte Tragik, das Lyrische nähert sich dem Episch-Dramatischen. Ein tiefer, sozialer Zug geht durch manche Novelle hindurch; ich nenne „Bötjer Basch“ und den „Doppelgänger“. Doch auch die ernsten Novellen entbehren der feinen Lichter des Humors nicht. „Was wäre ein Dichter ohne Humor?“ rief er aus, als ich das erste Mal in Hademarschen ihn besuchte und wir plaudernd durch den stimmungsvollen Park des Gutshofes schritten. Und so hat er gleichsam das Triumphlied der Lebensbejahung in seinem „Oktoberliede“ geschaffen:

Der Nebel steigt, es fällt das Laub,
Schenk ein den Wein, den holden,
Wir wollen uns den grauen Tag
Vergolden, ja vergolden!

Und geht es draußen noch so toll,
Unchristlich oder christlich,
Ist doch die Welt, die schöne Welt
So gänzlich unverwüstlich!

Und wimmert auch einmal das Herz, —
Stoß an und laß es klingen!
Wir wissen's doch, ein rechtes Herz
Ist gar nicht umzubringen.

Und nun wandelt sich das Herbstgefühl in fröhliche Frühlingshoffnung: „Doch warte nur, doch warte nur ein Weilchen! Der Frühling kommt, der Himmel lacht! Es steht die Welt in Veilchen!“ —

Storm hätte nicht so viel Familiensinn besitzen müssen, so viel Liebe zu Frau und Kindern und zu den Festen, wie vor allem dem Weihnachtsfest, wenn er hätte schweigen können von dem innersten Lebensglück, das ihn beseligte. Davon geben seine wundervollen Liebesgedichte und das Familienidyll „Auf dem Segeberg“ mit seiner ganzen lachenden Lebenslust Zeugnis; ein köstliches Tierstückchen ist das Gedicht „Von Katzen“. Sonnig heitere Novellen sind „Beim Vetter Christian“ und „Psyche“; mannigfache Funken fröhlicher Laune umsprühen auch die Skizzen „Wenn die Äpfel reif sind“, „Die Söhne des Senators“ u. a. Freilich wußte Storm selbst, wie sehr seine Lebensbejahung von dem Kontrastbilde der Todesgewißheit beeinflußt wurde; so schrieb er einmal an Keller: „Das Gespenst der Vergänglichkeit sitzt für mich in allen Ecken und schleicht auf allen Treppen“. — Unter den mitlebenden Dichtern empfand die Größe Storms keiner wie Keller und Heyse. Wenn vom Meister Gottfried ein Brief kam, war es ein Festtag im Stormschen Hause. Der Briefwechsel beider, der nun schon seit Jahren gedruckt vorliegt, gibt davon Kunde. Dem „Oktoberliede“ des Nordmannes, wie Keller Storm anzureden liebt, können wir das „Abend-

lied“ des Schweizers anreihen. Storm nannte es das „reinste Gold der Lyrik“ und ward nicht müde es vorzutragen: „Augen, meine lieben Fensterlein!“ — Wohl weiß der Dichter, daß diese, die so freundlich Bild um Bild ins Innere der Seele hereinlassen, einst verdunkelt sein werden, wenn sie wandermüde die Schuhe abstreift; doch so lange er noch der Erdenschönheit sich erfreuen kann, jubelt er auch: „Trinkt, o Augen, was die Wimper hält, Von dem goldnen Überfluß der Welt!“

Bei Raabe und Storm ist die Weltfreude oft mit Resignation und Tragik verwoben oder aus ihr entsprungen. Bei Gottfried Keller hat die Lebensbejahung einen teils ästhetischen, teils ethischen Einschlag. Keller ist unersättlich im genußfrohen Schauen und im Schaffen einer dichterischen Welt, in der viele sonderbare Käuze sich bewegen, aber auch so viele gesunde Tüchtigkeit gedeiht, daß wir uns erquickt und gestählt zugleich fühlen. Er ruht sicher und fest in der Grundanschauung von der Vernunft des Alls; er fühlt sich als ein Kind der großen Mutter Natur, die er mit echter Frömmigkeit und Andacht liebt und verehrt, als ein Glied in der Kette eines ewigen, von Harmonie durchdrungenen Weltverlaufes. Mit Gelassenheit und Würde und mit unbezwinglicher Liebe schaut er auf die Torheit und Schwachheit der Erdenkinder, auf den Kontrast des nur scheinbar Bedeutungsvollen und Wichtigen mit dem wahrhaft Großen und Ewigen herab, und das Böse und Eigennützige der Menschen sinkt zu Närrischem und Täppischem und Schrullenhaftem herab, wie Jean Pauls Humor auch ausruft: „O wie ist man beruhigt, wenn man auf der Erde Narren erblickt und keine Sünder mehr“. Aber auch das Ethisch-Pädagogische spielt in die Dichtung dessen hinein, der ein Nachfahr und Geistesverwandter des wackeren Gotthelf ist. Keller ist ein Erzieher zur Welt- und Lebensfreude. Er läßt die Sonne, von kraftvollem Gefühl beseelt, ausrufen: „Fort den blassen Schein! Wieder will ich Wonne, Glut und Leben sein!“ Sie will „wohlig zittern auf dem blauen Meer“, und in die Menschenhütten und Menschenherzen mit ihrem goldenen Scheine dringen. — Ein Erziehungs- und Bildungs-, ein Lebensroman ist „Der grüne Heinrich“. Storm rühmte an ihm den frischen Lebensborn und den Glanz sinnlich-frischer Schönheit. Er bietet uns die Entwicklungsgeschichte eines Menschen, von dem schon seine Lehrer sagten, er sei ein seltsam Gewächs, man wisse nicht viel damit anzufangen, und er muß durch Jugendeseleien, durch süße Liebesromantik und schwüles Minnespiel, durch harte Lebensschule voll Entbehren und Enttäuschung hindurch, um erst nach Umwegen zu sich selbst zu gelangen. Das Talent zum Glück ist dem „Grünen“ nicht in die Wiege gelegt worden, ja nicht einmal zu einem besonderen Beruf: er versäumt es, läßt das Glück, auch wenn es ihm winkt, vorüberziehen. — Was sagt

uns also solch Leben? Ist es nicht etwas Unfertiges, ein Bruchstück, auch wenn der glückliche Zufall ihm am Ende eine Erbschaft zuwirft und ihn in den Stand setzt, ein Amt zu bekleiden? — Und doch ist der „Heinrich" ganz in seiner Ehrlichkeit und Treue gegen sich selbst ein Abbild seines Erzeugers Keller, dem nichts widerwärtiger war als solches Getue und sich spreizendes, in sich unwahres Wesen. Wie ein echter, rechter und aufrechter Mensch wird der „Grüne" nicht fertig mit sich und der Welt, mit dem Grübeln über die letzten Fragen, über Lebenswert und Lebensstimmung. Und derselbe Dichter, der den „Lebendigbegrabenen" ausrufen läßt: „Den herbsten Kelch des Leidens will ich kosten, holt mir das Glas, o Seelentrost Humor!", der weiß auch über diese Lebens- und Leidensgeschichte des „Grünen" den harmonisch ausgleichenden Schimmer des Ewigkeitsgehaltes zu breiten, und somit auch den Hauch eines lebenbejahenden Idealismus.

Das Entzückendste an heiterer Lebensdarstellung, in der sich Laune und Witz, Gedankenreichtum und weihevolle Feierlichkeit mischen, hat Keller in den „Sieben Legenden" geschaffen. — Wie lebenstählend und erquickend wirkt z. B. das Schicksal der Beatrix! Im Kloster dient sie der Jungfrau, doch vom Lebens- und Schaffensdrang getrieben, zieht sie in die Welt, vermählt sich mit einem Ritter, schenkt ihm acht Söhne, und nach Erfüllung solchen schönen Lebensberufes kehrt sie wieder ins Kloster zurück, wo inzwischen die Jungfrau selbst ihren Dienst getan hat, so daß niemand Beatrix vermißte. Nach etwa zehn Jahren feiern die Nonnen ein Fest der Jungfrau; alle bereiten dieser ein Geschenk: ein Kirchenbanner, eine Altardecke, ein Meßgewand. Einzig Beatrix hatte nichts bereitet, da sie etwas müde war vom Leben und mit ihren Gedanken mehr in der Vergangenheit lebte als in der Gegenwart. Die anderen sehen bei dem Fest und Glockengeläut etwas scheel auf die demütig seitabstehende Beatrix. — Da zieht ein greiser Rittersmann mit acht bildschönen bewaffneten Jünglingen des Weges, alle auf stolzen Rossen — sie steigen ab und knieen vor dem Bilde nieder — Beatrix erkennt sie, ihren Gemahl und ihre Kinder, und erzählt das große Wunder. „So mußte nun jedermann gestehen, daß sie heute der Jungfrau die reichste Gabe dargebracht; und daß dieselbe angenommen wurde, bezeugten acht Kränze von jungem Eichenlaub, welche plötzlich an den Häuptern der Jünglinge zu sehen waren, von der unsichtbaren Hand der Himmelskönigin darauf gedrückt." — Liegt nicht in dem Ganzen eine lebenausstrahlende Symbolik von bezwingendem Zauber? — Im „Tanzlegendchen", dieser unvergleichlichen Perle echter Kunst, verschwimmen völlig die Grenzlinien von Himmel und Erde, Diesseits und Jenseits; da wird das Leben zu Tanz und Traum, verklingend wie eine süße, himmlische Melodie. — Die ganze Kraft seiner Lebensbejahung hat Keller seinen

Mädchen- und Frauengestalten geliehen, die meist an Tatenlust und Erfolgen die Männer übertreffen und erzieherisch auf sie einwirken. Da ist die Judit im „Grünen Heinrich“ mit dem köstlichen Lebensgrundsatz: „Wozu wäre man denn da, wenn man nicht die Menschen, wie sie sind, lieb haben müßte?“ — Ein braves, tüchtiges Weib, eine Erzieherin nach dem Herzen Pestalozzis ist Frau Regula. — In den „Züricher Novellen“ begegnet uns die Jungfer Fides mit ihrem lichten, sonnigen Wesen voll Lebensmut und Schalkhaftigkeit. In der Novelle „Der Landvogt von Greifensee“ kann sich der Humor Kellers so recht austoben, in der Darstellung der fünf Bräute und der Mutter Salomon Landolts und der Wirtschafterin. Diese gleicht eher einem alten Husaren als einer Wirtschaftsdame, sie hat einst als Marketenderin sich wacker durchgeschlagen, dann einen Studenten gefreit, ihm neun Kinder geboren, sie aber alle begraben müssen und geht doch siegreich, „stärker als ihre Schicksale“ durchs Leben. Und die Anna Margarete reitet zwar mit den Männern zur Jagd, pfeift durch die Finger und schwingt die Hetzpeitsche, aber hält sich „mit hellem Verstande und heiterer Laune bei guten Sitten“. — Wer möchte im „Sinngedicht“ die reizende Lux nicht lieb gewinnen? — In „Martin Salander“, diesem Roman voll ernster Lebenstendenz in sozialer und politischer Hinsicht, ist die Gattin Martins ein Bild von Güte und Gediegenheit; heiter ist ihr Herz und hell ihr Geist. Das Ganze mit seiner Warnung vor Genuß- und Gewinnsucht ist aus echtem Vaterlandsgefühl geboren, ein Lebensprogramm, ein Vermächtnis.

Auch der große Schweizer Genosse Kellers, C. F. Meyer, so gegensätzlicher Natur beide auch sind, hat nicht nur in seinen großen historischen Romanen mit wuchtigen Strichen mannigfachen Lebensstimmungen Ausdruck geliehen und kraftvolle Lebensbejahung in seinen Helden verkörpert, sondern auch Proben eines grotesken Humors gegeben, besonders in der Novelle „Der Schuß von der Kanzel“ und „Plautus im Nonnenkloster“.

Der Dritte im Freundschaftsbunde neben Keller und Storm, Paul Heyse, der Unerschöpfliche, Ewig-Jugendliche mit dem lockigen Apollokopf, ist immer fein, geistreich, wenn auch weniger tief, weil er nur selten mit innerer Nötigung sein Bestes gibt. In seinem Roman „Kinder der Welt“ läßt er den Ausspruch fallen: „Was haben wir Menschen Befreienderes, Helleres, Tröstlicheres als die Freude, die Freude an der Schönheit, an der Güte, an der Heiterkeit dieser Welt?“ — Genußfähig und genußfroh sind diese mehr ästhetisch als ethisch hochstehenden und in Freigeisterei der Leidenschaft sich bewegenden Roman- und Novellen-Gestalten Heyses. — „Was uns feige macht“ (gegenüber dem Tode), sagt einmal einer seiner Helden, „das ist die Furcht, das Lohnendste und Lustigste vom Fest des Lebens möchte erst noch kommen, gerade wenn

wir uns aus dem Saal entfernt haben, um von allem Herzweh auszuschlafen." — Die Frauenliebe ist das immer und immer wieder betonte Glück der Welt. „Diese Erde hat Freuden, die von keiner himmlischen zu überbieten und von keiner Menschenzunge auszusagen sind." Spielen Heyses Dichtungen voll Feiertagsstimmung hauptsächlich im Salon und sind sie für den Salon bestimmt, so enthalten sie doch auch ernste Lebensprobleme, die ihre Lösung finden, wenn auch selten in tragisch erschütternder Weise. Der Dichter ist eine so glücklich harmonische Natur, daß sich die Risse schließen und die Widersprüche sich aufheben. „Eine Welt, in der wir uns bis zum Triumph über das Schicksal, das eigene und das unserer Geliebten, aufschwingen dürfen, in der das Tragische vom Hauch der Schönheit verklärt wird und mitten im Schauder über den Tod die höchste Lebenswonne uns durchbebt, bis Tränen unsere Brust erleichtern: eine solche Welt ist nicht trostlos." Dies Wort am Schlusse des Romans kann wie ein Glaubensbekenntnis gelten.

Ein verwandter, geistvoller Bildungspoet ist Adolf Wilbrandt. Tief beschäftigen ihn die Zeitprobleme, und mit großer Wandlungsfähigkeit weiß er sie darzustellen. Auf dem Gebiete des Dramas ist „Der Meister von Palmyra" von Weite und Größe der Weltanschauung, auf dem des Romans „Die Osterinsel". Anfangs sucht der Revolutionär der Philosophie und Ethik — ein Abbild Nietzsches — eine Insel für die neuzeitlichen Menschen, in unerreichbarer Ferne, sodann wird sie ein Symbol: sie liegt im Inneren des Menschen, in der wogenden Menge von Trieben und Schwächen und Stärken, vom Besten und Tüchtigsten; sie soll man vor der Welt hüten, mit aller Liebe hegen, alle ihre Keime entwickeln, nicht mit asketischer Abtötung, sondern mit Erdenlust, Weltsinn, mit rechter Umarmung des Lebens. Und so spinnt auch im Roman „Franz" der Held, der ein warmherziger und tiefgründiger Gottsucher ist, die Bitten des Vaterunsers in Tatenlust und Hoffnungsfreudigkeit also weiter: „Laß uns kämpfen und ringen um die Erde, die uns gegeben! Aber laß uns mehr und mehr wie Brüder ringen in deinem Sinn und in deinem Namen! Gib uns viel Arbeit, Vater! Denn nur durch Schweiß und Not kommen wir zu dir. Und auch die Feinde in uns, die du uns gegeben, laß uns überwinden, daß wir einst sterben als Sieger im Kampfe und als deine Kinder!" — —

Doch in jenem Jahrzehnt, in dem mit voller Kraft Keller und Storm und Heyse und Raabe schufen, vollzogen sich mannigfache Umwälzungen in unserer Literatur. Die Lebensbejahung artete in den 70er Jahren, im Anschluß an Milliardensegen und Gründerschwindel, in Lebensgier und Genußsucht, in Frivolität und Blasiertheit aus. Oder es stellte sich eine Art Katzenjammer nach zu guten Zeiten ein, und der Pessimismus eines

Schopenhauer und Hartmann umdüsterte die Gemüter oder ließ sie mit dem Lebenselend in Wollust kokettieren. Die Grisetten- und Ehebruchsdramen und der naturalistische Roman der Franzosen wurden die Vorbilder, und Paul Lindau mehr als andere ihr heißer Bewunderer und Nachbildner. Ein Dichter ohne Ideal ist für das Volk, für das deutsche Haus ein kraftloser Mann. Aber freilich wo das Ideal nicht befreiende, aufwärts reißende und verklärende Tat wird, ist es auch nur ein schöner Schein und Trug, nur Illusion und Seifenblase. Ein Tatenmensch wie Bismarck hat gezeigt, wie ein Lebensbejaher ersten Ranges, ein Realist reinster Art, das Unwägbare (die Imponderabilien, die geistig-sittlichen Mächte, die Ideale) alleweil im Auge behält und zur Vollendung in der Wirklichkeit macht.

In Richard Wagners Musikdichtung erstand eine Kulturmacht, die, wie kaum etwas anderes, den Stempel des Zwiespaltes trägt, der durch die moderne Zeit und besonders durch die 70er Jahre hindurchging; Pessimismus und Optimismus, Mystik und Sinnenschwüle, Revolutionsdrang und Resignationsweisheit, Exaltation und Niedergeschlagenheit wechseln bei ihm; doch immer schwebt es ihm vor, das Leben zu einem Kunstwerk zu gestalten und umgekehrt, ein Kunstwerk voll echten deutschen Lebens zu schaffen. Denn tief ist seine Liebe zu deutscher Art in der Vergangenheit, zu deutscher Landschaft, zu allen Lebewesen; „Mitfreude" nennt er das Erhabenste; „sie kann nur bei vollster Sympathie erscheinen". Die Kunst soll eine weltliche Religion, ihr Einzelwerk ein religiöser Akt sein. Das Mitleid und die Erlösung durch die Liebe sind das Thema des „Fliegenden Holländers", des „Tannhäusers" und des „Ringes"; im „Parsifal" führt er den Helden durch die Nacht des Irrens zu den Sternen des Friedens. Das Reizvollste bieten unter den Werken Wagners als deutsche Dichtung „Die Meistersinger". Das Wort Wagners selbst: „Der Humor verleiht der Musik schmerzenlösende Heiterkeit" findet hier seine Verwirklichung; aber auch rein poetisch, weil rein menschlich, sind überstrahlt von heiterster Laune und Weltfreude: die Schilderungen des handfesten Bürgertums, die gegensätzlichen Paare und der uralte Widerstreit zwischen Genie und Philister, und mit göttlichem Humor löst Hans Sachs alle Wirrnisse auf. —

Wagner ist durch Schopenhauers Lebensverneinung hindurchgegangen; nicht minder jener Geist, der an Wirkung auf die Zeitgenossen noch beide übertreffen sollte: Friedrich Nietzsche. Der große Feind der Moral und des Christentums ist in seiner großartigsten Gedankendichtung: „Also sprach Zarathustra", gerade in seinem Traum vom Übermenschen ein Lebensbejaher voll mystischer Schwärmerei: denn der Übermensch ist ihm ein „Typus höchster Wohlgeratenheit" an Kraft und Macht und Lebensfülle, im Gegensatze zu dem schwachen, nervösen, leidenden, modernen Menschen,

und jener Typus soll durch neue Wertsetzungen lebenfördernder, lebenerhöhender Art in den Bereich der Möglichkeit gerückt werden. Da lesen wir tiefe, dunkle Sprüche: „Der Übermensch ist der Blitz aus der dunklen Wolke Mensch". „Eure Liebe zum Leben sei Liebe zu eurer höchsten Hoffnung, und eure höchste Hoffnung sei der höchste Gedanke des Lebens!" — „Über dich selbst sollst du hinausbauen. Aber erst mußt du nur selber gebaut sein, rechtwinklig an Leib und Seele." — „Das Leben ist ein Born der Lust; aber wo das Gesindel (d. h. die viel zu vielen, die Überflüssigen) mittrinkt, da sind alle Brunnen vergiftet." — „In die Höhe will es sich bauen mit Pfeilern und Stufen, das Leben selber: in weite Fernen will es blicken und hinaus nach seligen Schönheiten, — darum braucht es Höhe! Steigen will das Leben und steigend sich überwinden." — „Wohl bin ich ein Wald und eine Nacht dunkler Bäume; doch wer sich vor meinem Dunkel nicht scheut, der findet auch Rosenhänge unter meinen Zypressen. In dein Auge schaute ich jüngst, o Leben! Und ins Unergründliche schien ich mir da zu sinken. Aber du zogst mich mit goldener Angel heraus; spöttisch lachtest du, als ich dich unergründlich nannte." — So redet in überschwenglicher und leidenschaftlicher Phantastik der Dichter-Prophet in Nietzsche. Denn wahrlich, er ist mehr als schaffender Künstlergeist zu betrachten, der von dem Gedanken wie von einem Erlebnisse überwältigt wurde, denn als ein Denker oder Philosoph. Daher wirkte auf den übermäßig Feinfühligen und Eindrucksfähigen mit solcher Macht bald das Aristokratentum der alten Sophistik, bald das Kraftmenschentum der italienischen Renaissance, bald die freche Frivolität eines Beyle, bald Voltaire, bald Schopenhauer, bald die Nervosität der Wagnerschen Musik — und dann verwarf er diese wieder in maßlosen Ausdrücken. Es hat etwas Erschütterndes, zu wissen, wie dies Leben — einem Aphorismus gleich, in dem er unerreichter Meister war — ohne Erfüllung und Vollendung jäh abbrach, dies Leben eines Genius, der sich berufen fühlte, dem verworrenen Geistesleben unseres Zeitalters durch eine tiefe und lautere Philosophie aufzuhelfen, und der, wie kein zweiter, die Lebensanschauung besonders künstlerischer Naturen und halbreifer Seelen zu beeinflussen, zu verwirren und zu betören begann, als seine Geistesschwingen schon gelähmt waren. — Nietzsche hat Tausenden und Abertausenden viel Gift in den Wein gegossen, und doch wollte er mehr bejahen als verneinen. Dem feineren Ohr klingen freilich durch seine lebenbejahende Heiterkeit immer wieder tiefe Melancholie und Widerwille gegen sich selbst und gegen die Mitwelt hindurch. Vortrefflich hat ihn Overbeck einen „Desperado des Optimismus" genannt.

Wollen wir kurz durch einige Vertreter die Entartung kennzeichnen, die eine blasierte Genußsucht auch in der Literatur zeitigte, so haben wir

in Norddeutschland Eduard Grisebach, den „Neuen Tanhäuser“, in Österreich Makart mit seinem Farben- und Sinnenrausch und Robert Hamerling mit seinen exotischen, sinnensprühenden Dichtungen zu nennen. Doch in Österreich erstanden gleichzeitig echte, tüchtige Volksdichter mit kerniger Lebensbejahung wie Anzengruber und Rosegger, und im selben Jahre, wo Wagner den „Ring“, Nietzsche seine „Unzeitgemäßen Betrachtungen“ herausgab, 1876, erschien der erste Roman unserer größten noch lebenden Dichterin, Marie v. Ebner-Eschenbach. Wer diese edle Frau nicht nur aus ihren Werken, sondern aus langjährigem Briefwechsel kennen lernen durfte, der versteht, wie der Grundakkord alles ihres echt künstlerischen und dabei oft herb realistischen Schaffens bescheidene Güte und Liebe sein mußte. Das tiefe Mitgefühl mit den Schwächen der Hochstehenden, mit dem Elend der Dorfbewohner, mit klein und groß, mit alt und jung führt ihr die Feder; aber sie weiß ebensogut Tragödien in Romanform zu schreiben, — ich erinnere an das „Gemeindekind“, „Unsühnbar“, „Die Totenwacht“, den „Vorzugsschüler“ — wie die von Humor durchleuchteten Erzählungen: „Lotti die Uhrmacherin“, „Die Freiherren v. Gemperlein“, „Der Muff“, „Die arme Kleine“, „Der Fink“ [1].

Über der Spruchweisheit der Märchen, Parabeln und Aphorismen dieser Dichterin, die mit ihren achtzig Jahren an Herz und Geist jung geblieben ist, steht gleichsam als leuchtendes Motto der Vers: „Verständnis für jedwedes Leid, Erbarmen mild mit jedem Fehle; Daran in dieser Zeitlichkeit Erkennst du die erwählte Seele.“ — — Auch andere liebenswürdige

---

1) Ich kann es mir nicht versagen, wenigstens diese kleine Skizze kurz wiederzugeben, die von herzlichstem Mitgefühl erfüllt ist und zur lebendigsten Teilnahme uns fortreißt. Die kleine Pia schiebt ihren großen Spitz beiseite, der etwas Kleines, Lebendiges im Grase mit der Pfote betupft; es ist ein kleiner Fink — und nun zittern wir mit der Mädchenseele für das zarte, junge Leben; wir fühlen ihre Sorge nach und den Abscheu gegen den garstigen Lux, der das Tierchen vielleicht gebissen und dann noch die Unverschämtheit hatte, ganz vertraulich seiner Herrin die Schnauze auf die Schulter zu legen. Und nun eilt Pia in die Küche; doch die garstige Köchin, die Mörderin unzähliger Tauben, Hühner, Enten usw., verspottet sie; sie eilt zum Turmwartel den Turm hinauf, aber o weh! Der große schwarze Kater hat sich ihr angeschlossen, er ahnt und wittert gute Beute; er springt an ihr hinauf, doch sie hält das Vögelchen fest in ihrer Hand und fliegt die Treppen hinauf. „Jetzt erlös' ich dich, bald wirst du nicht mehr leiden; du wirst fallen — und es wird sein wie im Traum!“ „Lauter Wipfel sind unter ihr, vor allem aber die der alten Rüster, und in ihren Zweigen huscht es unstet hin und her, ein banges Schreien und Klagen wird laut. Bist du's, Finkenmutter? Und da öffnet sie die Hand, und das Tierchen fällt nicht . . es schwebt, es lebt . . es ist gerettet, es ist bei seiner Mutter! „Wie einem da ist, wußte die kleine — mutterlose — Pia schon lange nicht mehr. Sie war damals so gar klein gewesen — aber herrlich muß es sein für einen Vogel und — für ein Kind!“ —

So zeigt auch in kleinen Zügen die große edle Frau ihr großes, gütevolles Herz.

Frauentalente schufen gleichzeitig mit der Ebner humorvolle Bilder aus Stadt und Land, wie Ilse Frapan, Charlotte Niese und vor allem Helene Böhlau mit ihren entzückenden Weimarischen Geschichten. In den „Ratsmädelgeschichten“, die jedes Mädel eigentlich besitzen sollte, ist das Gomelchen ein Typus reinen Menschentums. So bekennt sie denn auch: „Ein ganz guter, ganz liebevoller Mensch ist so selten wie ein großer Dichter oder Künstler, so selten wie ein großer Philosoph. Die Freundlichen, die Heiteren, die Gutes und Böses weichherzig ohne Sträuben aufnehmen, das sind die wahren Helden, nicht die, die dem Leben eckig und sparrig gegenüberstehen. Das Einzige, was auf Erden das Herz ruhig und glücklich macht, ist: Gut miteinander zu sein.“ — Auch sonst erstanden in Nord und Süd nicht wenige Schriftsteller, die volkstümlich und mit schlichtem Humor zu erzählen wissen, wie August Trinius, Sohnrey, Söhle, Löns, Hansjakob, H. Steinhausen. —

Nur der versteht Literaturgeschichte in wahrem Sinne, wer die Dichtung nur als eine Seite der gesamten Geistesbewegung betrachtet und in diese die wirtschaftlichen, politischen, sozialen Verhältnisse mitbestimmend hineinspielen sieht. Für tiefer Blickende und zugleich selbst im Kampfe mitten inne Stehende war der Ausgang der 80er und der Beginn der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts besonders interessant. Es war eine tief aufgeregte, ja aufgewühlte Zeit, und die Dichtung war ihr getreuer Spiegel. Es brach ein neuer „Sturm und Drang“ aus, wie zu Zeiten Rousseaus, Herders und Goethes. Man war des blaßblauen Idealismus der herrschenden Modetalente, der faden Minnesingerei, der innerlich hohlen, wenn nicht sogar versteckt unsittlichen Unterhaltungsliteratur, sowie des gefälschten Lebensbildes, wie es die Bühne zu bieten pflegte, herzlich satt. Freilich schlug man — wie dies so oft in der Geschichte begegnet — in das andere Gegenteil um und vertauschte eine Einseitigkeit mit einer anderen, nur krasseren und derberen; an Stelle der Lebens-Verschönung und -Verklärung trat die Verhäßlichung und Verelendung. Aber die Erregung der Geister war von nicht geringer Bedeutung und wirkt noch heute heilsam nach. Tapfere Ritter vom Geiste wie die Brüder Hart, M. G. Conrad, tummelten das kritische Rößlein und hieben wacker auf die Scheingrößen ein, und in der Grundstimmung der Umwerter alter überkommener Werte grollte eine unverkennbare Tendenz, die Anklage wider Verrottung gesellschaftlicher Zustände, verbunden mit der scharfen, höhnenden Hervorkehrung von Jammer und Not; man leuchtete hinab in den Sumpf des Lebens, in die Keller und Kerker der Großstädte, in das erbarmungswürdige Dasein der Irregeleiteten und dann Verkommenen. Es liegt auf der Hand, daß die Theorie des Naturalismus auf Pessimismus ruhte und humorlos war. Düster und

trostlos klangen die Dichtungen aus, oft wie mit einem Wutschrei: „So ist das Leben!“

Anfangs glaubte besonders die akademische Jugend, in Ernst v. Wildenbruch sei das Heil einer neuen Zeit des Dramas erschienen, und den heißen Atem der Bewegung kann man sogar in den „Quitzows“ deutlich spüren, noch bewußter in der „Haubenlerche“ und „Meister Balzer“; doch Wildenbruch ist in seiner ganzen Art ein Nachfolger klassischer, besonders schillerscher Überlieferung, voll Pathos und Ethos, und von mehr theatralischer als wirklich dramatischer und tragischer Wirkung. Ein starker Wesenszug trieb ihn zu den Höhen. — Der echte Naturalismusdichter jedoch sucht die Niederungen, um von ihnen einen getreuen Abklatsch zu geben. Die stärkste dramatische Kraft war — und ist heute noch — Gerhart Hauptmann, der erfolgreichste Bühnentechniker Hermann Sudermann. Hauptmann ist eine starke Dichternatur, und so neigt er immer wieder zu Idealen und tiefer erfaßten Zielen, als sie sonst der konsequente Naturalismus von Holz und Schlaf kennt. „Die Weber“ und „Fuhrmann Henschel“ zeigen die Milieukunst auf der Höhe; die Weltanschauung ist rein materialistisch, ja fatalistisch, so daß die Tragik Schwächlinge zermalmt, ohne Spur von einer Erhebung und Versöhnung; in den anderen Dramen überwiegt die Unsicherheit, der Mangel an einheitlicher Grundstimmung. — Eine prächtige, von echtem Humor durchleuchtete Komik entfaltet die „Diebskomödie“: „Der Biberpelz“. Die Mutter Wolffen ist eine genial gezeichnete Gestalt: gemein und frech, berechnend und dummdreist, weiß sie sich in Einfalt und Biederkeit so warm einzuwickeln, daß der die Nase sehr hoch tragende, aber von Menschenkenntnis nur sehr wenig berührte Amtsvorsteher gründlich genasführt wird. — Sudermann sucht im Drama sehr starke Akzente der Lebensbejahung seinen Herrennaturen, die sich ausleben wollen, aufzudrücken; doch im Grunde sind sie recht problematische, gebrochene Seelen, die keinen festen Halt in sich haben und von ihren Trieben und ihrem Nervenspiel sich leiten lassen; in ihrem Innern spuken die Gespenster der neuropathischen Seele Ibsens oder der Geist Nietzsches oder auch die seichte Gedanken- und Theaterwelt Ifflands und Kotzebues. Das Beste leistete Sudermann in dem Einakter „Fritzchen“ und in dem Roman „Frau Sorge“. Ein geschickt gemachtes Drama nennt sich „Es lebe das Leben!“ — Zum Glück war inzwischen ein anderer stärkerer Dichter erschienen, der über sein Leben und sein Schaffen gleichsam als Wahlspruch setzte: „Hurra das Leben!“ Das war der Lyriker Detlev v. Liliencron. Ihn entdecken und auf den Schild heben war für die Stürmer und Dränger der 80er Jahre eins. Und fürwahr, was ihm die Größe gibt, ist nicht so sehr die Geistigkeit, nicht jenes Streben, aus den innersten Grundtrieben und -kräften der Seele zu der Lösung

geheimster Lebensprobleme zu gelangen, sondern die unverwüstlich gesunde und ehrliche Frische seiner Lebenserfassung, die zupackende Manneslust, die Freude an der freien, lichten Natur, an der ungeschminkten, farbigen Wirklichkeit und das naiv aus sich heraus schaffende lyrische Temperament. Er hat das Lebenslied wie kaum ein anderer in vollen, reichen Tönen aus innerstem Herzensdrange, ohne viel Grübeln und Überlegen und Feilschen um die Form hinausgesungen. Er war Soldat durch und durch — und so gab er echte Bilder vom Leben und Sterben auf dem Schlachtfelde in den „Kriegsnovellen", und so schlägt sein Soldatenherz höher, wenn „die Musik kommt" mit Trommelwirbel und Paukenschlag. Er war Junker und Jäger, erlauschend jede Stimme in der Natur, jeden Vogellaut, erspähend jede Linie, jede Bewegung, empfänglich für jede „Impression", und doch verflüchtigt sich nicht das einzelne in den Eindrücken, sondern eine Gesamtstimmung bindet diese. Er ist frei und stolz in seiner Freiherrlichkeit, auf seinem heimatlichen Boden. Heide, Moor, Meer, Deich und Hallig werden lebendig unter seinem Zauberstabe; ungemein bildkräftig wird durch solche Beseelung die Sprache. Ein heißes Lebensblut pulsiert in den Liedern des Ewig-Jugendlichen, und in goldiger Unverfrorenheit singt er von Siegen über Mädchenherzen, von „Glückes genug" in den Armen holdester Liebe und von jenem Mannestum, das bekennt: „Frei will ich sein. Meinen Jungen im Arm, in der Faust den Pflug, und ein fröhlich Herz, und das ist genug!" —

Liliencron war nun freilich weniger ein Ritter des „konsequenten Naturalismus", sondern jenes künstlerichen Realismus, dessen Vertreter Hebbel, Ludwig, Keller, Storm gewesen. Im Roman schloß sich den Jüngsten der greise Fontane an, in Halbweltromanen, mit einer feinen, berlinischen Mischung von Witz und Ironie, mit scharfer Beobachtung und skeptischer Weltanschauung. „Was ist Leben? Mitunter ist es nicht viel, und mitunter ist es recht wenig." Das ist solch bezeichnendes Bekenntnis der spöttischen „Wurschtigkeit". „In das Gesetzliche, d. i. das Unabänderliche, sich schicken, das macht den sittlichen Menschen und hebt ihn." Von köstlicher Laune ist das Stückchen aus Berlin W. „Frau Jenny Treibel oder Wo sich Herz zum Herzen find't." — Das norddeutsche Kleinstadtmilieu zeichnete mit Humor und Grazie Herm. Heiberg in seinem „Apotheker Heinrich"; freilich ist der zweite Teil geradezu quälend. — Mancher Dichter jener Tage rang sich gar bald aus den Banden des Naturalismus wieder los. So besonders ein nach Berlin verschlagener Schwabe, der auf die Dauer sein gemütliches Schwabentum nicht verleugnen konnte: Cäsar Flaischlen. Wer in schönen Sommertagen das sonnentrunkene Büchlein „Von Alltag und Sonne" mit ans Meer genommen, dem kann es auch graue nebelige Novembertage durch-

leuchten. Sein Motto ist: „Die Sonne muß liebhaben, wer mein Freund sein will“ und das andere: „Es lebe das Leben! Es lebe die Liebe! Es lebe der Rebe goldsonniger Wein! Es lebe alles, was singt und lacht, was fröhlich ist und fröhlich macht! Aber der Teufel hole die Kunst, die einem Leben und Liebe verhunzt!“ — Der Naturalismus überschlug sich sehr bald, und sein Gegenspiel, der neuromantische Symbolismus, gewann das Feld. Waren in jenem die Führer kraftstrotzende Bohémiens gewesen, so sind es in diesem wienerische Dandys und Elégants; hatten jene die rohe Natur im Leben verherrlicht, so spiegeln diese die überreiche und überreife Kultur wider; wurzeln jene im Volke und suchen den gemeinen Mann in seinen sozialen Nöten und seelischen Kämpfen, so sondern sich diese aristokratisch ab und schließen sich geheimbundartig um die „Blätter für die Kunst“ zusammen. Doch neben allen diesen Auswüchsen blühte die echte Erzählungskunst weiter; ich nenne nur unter den Frauen Ricarda Huch, Helene Voigt-Diederichs, Klara Viebig, unter den Männern den frühverstorbenen Wilhelm v. Polenz, Georg v. Ompteda. — Namentlich der Bildungs- und Entwicklungsroman fand berufene Vertreter: bei Frenssen, Zahn, Heer, Hesse, Herm. And. Krüger, Herm. Wette, Paul Ernst. — Es liegt in unserer, doch auf allen Gebieten durch die Arbeit starken Zeit begründet, daß die dichterische Lebensbejahung, zumal bei einer so hohen Blüte des Romans, gerade diese Seite des menschlichen Daseins, die Poesie der Arbeit, ins rechte Licht rückt, d. h. jenes Beglückende und Herzerwärmende, das in der Arbeit liegt, der wir unsere beste Kraft, unser eigenstes Sein widmen. So hören wir denn in der Dichtung die Webstühle sausen und die Hämmer schlagen, spüren jenen unbändigen Arbeitsdrang tatfroher Männer, den leidenschaftlichen Trieb, Pläne zu ersinnen und mit zäher heimlicher Klugheit auszuführen, um Macht und Ansehen zu gewinnen. Das tritt bei einem Frenssen ebenso wie bei dem Schwaben Max Eyth und bei den Schweizern und bei dem Rheinländer Rudolf Herzog — in den „Wiskottens“ und „Hanseaten“ — deutlich hervor. Gerade Herzog hat etwas mit sich Fortreißendes in der Frische seiner Lebensbejahung und Lebenslust, und wird darin vielleicht nur noch von einem Wiener übertroffen, Rudolf Hans Bartsch, und neuerdings von seinem Landsmann Wilhelm Schmidtbonn in den glühenden und sprühenden, rauschenden und klingenden „Rhapsodien“: „Lobgesang des Lebens“. Oft zu wundervoller Symphonie tönen hier frohlockende Frauenliebe und Freundschaft und Wanderlust und Naturfreude und ein Geist voll männlicher Kraft und jener Kampfeslust zusammen, die bekennt: „Ich achte die kämpfenden Menschen nur, die bleich und ernst und keuchenden Atems mit der harten Brust des unsichtbaren Lebens ringen.“ Sein Weg zieht zur Freude, aber immer wieder aus der Freude in den

Ernst und in den Kampf. So trotzt er das Leben mit dem herausfordernden Rufe an: „Pack mich an, Leben! . . . Geh hart mit mir um, erfülle meine Wünsche mir nicht, gib mir ungerührt das Gegenteil. Daß ich dich spüre und jauchzend weiß, daß mehr ist als ich, daß mehr ist als unsere Erde und wir darauf. Locke meine Kraft aus mir, daß ich mich wehre, mich aufrecht halte . . ., daß ich ein Mann werde, zerfetzten Gesichts, weißhaarig, aber unter den weißen Haaren: helle und feste Augen, Augen, die ihren Strahl, wenn der Leib zerschüttet im Sarg liegt, weiter tragen, zu deiner Höhe dann, Leben, hinaufsehn, hinter dich sehen, dich, Leben, endlich erkennen!" — —

Wir sehen also auch bei flüchtiger Umschau: die Gegenwart ist reich an Dichtwerken, die jene guten Geister des Lebens verherrlichen: Freudigkeit und Fröhlichkeit, Arbeits- und Schaffens- und Kampfeslust, Treue und Liebe, Glauben und Hoffen. Wer wollte aber daneben verkennen, daß wie die Schundliteratur in unseren niederen Volksschichten am innersten Marke nagt und die Jugend verderben möchte, auch in gleißendem Gewande gar manche Dichtergestalt einherschreitet, blasiert und frivol mit Leben und Sterben spielend, das Ungesunde in Seele und Triebleben ans Licht zerrend und bis in die geheimsten Fasern bloßlegend, ohne Scheu und Scham? Unsere Zeit bietet in ihrer Überfülle der Erscheinungen alle denkbaren Formen nebeneinander. Auch an Lebensbejahung und Lebensverneinung. — Religiöser Zweifel und kirchliche Indifferenz, Materialismus und Atheismus haben große Volksmassen ergriffen. Und gar mancher talentvolle Dichter hat sich Menschenhaß aus der Fülle der Liebe getrunken, so daß man mit Goethe rufen möchte: „Ist auf deinem Psalter, Vater der Liebe, ein Ton, seinem Ohre vernehmlich, so erquicke sein Herz." Vor allem scheint vielfach der jüngeren Generation mehr und mehr das eine zu entschwinden, in dem Goethe die Wurzel der Frömmigkeit sah, die Ehrfurcht; die Ehrfurcht vor dem Geheimnis des Lebens in seinem Werden und in seinem Wesen und Ziel, die Ehrfurcht vor dem Unerforschten und Unerforschlichen. Typisch für die Gegenwart ist das dilettantische Talent, das über alles und jedes schreibt und redet und alles weiß und alles kann. Jene ehrfurchtvolle Demut, die immer die Begleiterin wahrer Größe ist, vermißt man gerade auch den philosophischen und ethischen Problemen gegenüber, und diese sind doch nicht die unwichtigsten Mächte des Lebens, sondern sie überragen alle Technik und alles Rekordstreben in Bezwingung von Raum und Zeit. Andererseits wird gerade den Besten unter den Modernen, zumal in der überaus reichentwickelten Lyrik, *die Kunst* zur Religion, zu weihevollem Priestertum, zur Versöhnung aller Gegensätze (ich erinnere nur an Dehmel, George, Rilke usw.).

Und wie in früheren Jahrhunderten beobachten wir auch heute die Tatsache: werden die Götter entthront, wird die Natur zum Gotte erhoben. Zu keiner Zeit vordem ist das Naturgefühl, d. i. das Gefühl für das Naturschöne, ja die Naturandacht so reich und so tief gewesen. In unserer modernen Lyrik blüht und glüht es von impressionistischem und pantheistischem Naturempfinden, von jener Sympathie, die in Busch und Feld und Wald, in Heide und Moor, Meer und Gebirge, in Gewitter und Sternenpracht eine verwandte Seele, einen Freund, ja einen Gott entdeckt und fühlt. Aber auch die Religion selbst, diese stärkste und ursprünglichste Macht der Lebensbejahung, ist trotz breiter und tiefer Gegenströmungen nicht zu unterdrücken; unbezwinglich und unermüdlich strebt sie danach, die höchsten Lebenswerte dem menschlichen Gemüte darzubieten und die edelsten Kräfte der Seele für den Lebenskampf zu stählen und für die Ewigkeit reif zu machen. Es geht ein Suchen und Sehnen durch unsere Zeit nach einem Born, aus dem man unsterbliches Leben trinkt, ein Ringen, den alten Gott mit neuen Worten zu verkünden. Sternensehnsucht, Himmelverlangen, Heimweh nach Gott und tiefinnige Jesusliebe finden wir bei Gottsuchern wie Grotthusz und Renner und Benzmann, Knodt und besonders bei Fritz Philippi und Gustav Schüler. „Auf den Strömen der Welt zu den Meeren Gottes“ nennt sich eine Sammlung dieses am schwersten ringenden Dichters, dessen Sehnsuchtslaute bald wie ein Schrei der Verzweiflung klingen: „Wo bist du, Gott?“ und bald mit innigster Befreiung austönen in brausenden Jubel der Gottesgewißheit und Ewigkeitsbejahung: naht das Sterben, dann ist es wohl, als ob deine Seele einem Fünkchen, das vorausschwebt, nachtaste — doch, wie du auch zweifelst, du vertraust dem Schein:

> Du gehst mit ihm. Dir ist nicht mehr so schwer,
> Dir ist, als ob dich große Flügel decken,
> Als ob du stiegst und fühltest nicht das Steigen,
> Als ob du schwiegst und redetest im Schweigen,
> Als ob dich, nachtbeklemmt, Gesichte schrecken,
> Als ob dich, früh am Morgen, Lerchen wecken —
> Doch was du siehst, ist nicht die Erde mehr.

Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle a. d. S.

Pädagogik und Poesie. Vermischte Aufsätze. Erster Band. Zweite Auflage. Berlin 1908. Inhalt:

I. Zum psychologischen Moment im Unterricht.
II. Das Problem des Tragischen und seine Behandlung in der Schule.
III. Hellenische Lebensanschauung und die Gegenwart.
IV. Die griechischen Lyriker in den oberen Klassen.
V. Einförmigkeit und Einheitlichkeit im Schulbetriebe. Eine kritische Zeitbetrachtung.
VI. Zur Behandlung Lessings in Prima.
VII. Zur Behandlung Goethes in Prima:
1. Allgemeines u. Goethes „Tasso".
2. Die Lebenweisheit in „Hermann und Dorothea".
3. Die metaphorische Sprache in der „Iphigenie".
4. Zur Behandlung Goethescher Gedichte.
5. Goethe als Philosoph.
6. Die Sprache Goethes.
7. Goethes Mutter und der Humor.
VIII. Das Naturschöne im Spiegel der Poesie als Gegenstand des deutschen Unterrichts.
IX. Die Naturlyrik Ludwig Uhlands und Ed. Mörikes.
X. Theodor Storm u Eduard Mörike.
XI. Die Poesie des Meeres und das Meer in der Poesie.
XII. Die Poesie des Sternenhimmels und der Sternenhimmel in der Poesie.
XIII. Die romantische Poesie des Gebirges.
XIV. Die Poesie der Holsteinischen Heide.
XV. Das Naturgefühl im Wandel der Zeiten.
XVI. Die Aufgabe der Literaturgeschichte.
Anh. I. Eine Tuskulanenstunde in Prima.
II. Schlußbetrachtung: Immer frischere Luft und immer helleren Sonnenschein für unsere höheren Schulen!

Pädagogik und Poesie. Neue Folge, Berlin 1905. Inhalt:

I. Die Phantasie.
II. Was ist Bildung?
III. Das Bildungsstreben der Gegenwart.
IV. Gedankengänge im deutschen Unterricht der Prima:
1. Das Vergessen.
2. Die Natur.
3. Die Heimat.
4. Freundschaft und Arbeit.
5. Charakter.
6. Gelegenheits- u. Reflexionslyrik.
V. Zur Behandlung Goethes in Prima:
1. „Adler und Taube".
2. „Tasso", ein Dichterbild.
VI. Gedankengänge bei der Entlassung der Abiturienten:
1. Kopf und Herz.
2. Ἦθος ἀνθρώπῳ δαίμων.
3. Horaz und Goethe in ihrer Weltanschauung.
4. Tasso und Antonio, die Welle und der Fels.
5. Cicero und Horaz.
6. Eine Betrachtung der Zeit.
7. Selbstzucht und Selbstsucht.
VII. Aus neuerer deutscher Dichtung:
1. Theodor Storm zur Erinnerung und Würdigung.
2. Gustav Frenssens „Jörn Uhl", eine Zeiterscheinung und ein Lebensbild.
VIII. Aus Bismarcks Welt- und Lebensanschauung.
IX. Schiller:
1. Was ist uns Schiller noch heute?
2. Schillers dichterische und sittliche Persönlichkeit.
3. Schillers Verhältnis zu Natur und Kultur.
4. Schillers Darstellung des Tragischen.
X. Schiller und Goethe in Auffassung und Darstellung des Lebens.
Anhang: Eine Poesiestunde in Prima.



